

Es ist unerheblich, entzieht sich auch jeder Nachprüfung, ob die Bücher von Henry Miller und Céline rein autobiographisch sind. Was uns interessiert, ist allein der Versuch, auf die Erfindung des Ich zu verzichten. Es ist ein Versuch, der dilettantisch anmutet, der jedem weniger begabten Schriftsteller zum Verhängnis würde, aber selbst Céline und Miller, vor allem Miller, streckenweis zum Verhängnis wird.

In dem Roman *Reise ans Ende der Nacht* von Céline werden uns Begebenheiten, Erlebnisse und Erfahrungen des Ich vorgestellt als dem Autor zugehörig. Der Schriftsteller und Armenarzt Céline stellt sich als Armenarzt, nennt sich Ferdinand, war im Krieg an der Front, dann in den Kolonien, dann in New York und macht später seine Praxis in einem Pariser Vorort auf. Sein Held, das Ich, heißt ebenso, es ergeht ihm ebenso. Céline dringt auf das Tatsächliche und läßt nicht zu, daß wir zwischen Autor und Ich einen Trennungsstrich ziehen. Weil der Autor Céline identisch ist mit dem Romanhelden Céline (so wie der Autor Miller mit dem Romanhelden Miller identisch ist), kann das Ich nicht gesteuert werden, kann der Stoff nicht gesteuert werden. Alle Geschehnisse sind bis zum Exzeß zufällig, denn das Leben des einzelnen, so interessant und reich oder gar bedeutungsvoll es ihm oder anderen manchmal erscheint, ist, wo keine Wahl getroffen wird, wo auf die Anordnung dieses Rohmaterials »Leben« verzichtet wird, völlig bedeutungslos. Es nimmt sich ungültig für den Leser aus. Daß Millers und Célines Ich sich halten können, liegt nur daran, daß sie eine Sprache haben, die gesteigert das Chaos wiederholt, sie reden, reden und reden, bis ihr Leben in Sprache aufgeht. Und Céline krakeelt und polemisiert und wütel in seinem Argôt, bis seine Misere-Geschichten, die sonst niemand was angingen, in diesem Sprachstrom die Misere aller Armen repräsentieren.

»Ich dachte natürlich auch an meine Zukunft, aber in einer

Art Fiebertwahn, weil ich die ganze Zeit unterdrückt die Furcht empfand, im Krieg getötet zu werden oder im Frieden zu verhungern. Ich war bedingt zum Tod verurteilt und verlieb. Es war ärger als ein schlechter Traum. Nicht sehr weit entfernt von uns, weniger als hundert Kilometer weit, warteten Millionen tapferer, wackerer, wohlbewaffneter und wohlgedrillter Menschen darauf, mich zu töten, und die Franzosen wären mir auch auf den Leib gerückt, hätte ich ihn nicht von den anderen drüben in blühige Fetzen reißen lassen wollen.

Es gibt für den Armen zwei ausgezeichnete Methoden zu krepieren: entweder durch die vollständige Gleichgültigkeit des Nächsten im Frieden oder durch seinen Mordwahn im Krieg. Wenn sie überhaupt an dich denken, dann denken sie nur daran, wie sie dich martern können. Nur blutend interessiert man diese Schweinehunde!¹

Und eine andere Stelle:

»Was man da betrieb, dieses Aufeinanderlosschießen, ohne weiteres, ohne daß man sich überhaupt sah, das war nicht verboten! Also war es kein Irrtum! Das gehörte zu den Dingen, die man machen durfte, ohne einen Krach zu riskieren? Es wurde von gesetzten Leuten anerkannt, zweifellos sogar gefördert, wie eine Lotterziehung; eine Vertreibung, eine Schmitzeljagd! . . . Nichts zu wollen. Ich hatte soeben mit einermal den ganzen Krieg entdeckt. Ich war meine Unschuld losgeworden . . . Ach! Was hätte ich in diesem Augenblick nicht darum gegeben, im Gefängnis zu sein statt hier, ich Idiot! Hätte ich nur in weiser Voraussicht, als es noch so leicht war, als noch Zeit dazu war, irgendwo irgendwas gestohlen. Man denkt an nichts! Aus dem Gefängnis kommt man lebend zurück, aber nicht aus dem Krieg. Alles andere sind Redensarten.«²

Das Buch wird zum Notschrei, und die Not läßt ihn schreien, in den Kolonien, in Amerika, in der Pariser Vorstadt. Pléte ist das Wort für ihn, immer wieder.

verlangen von diesem Ich, daß es mit dem Autor identisch sei; es interessiert uns dieses Ich auch nur in bezug auf diesen Winston Churchill, antierend von – bis, das handelnde Ich in der Spiegelung; seine Handlungen in der Spiegelung, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, und meinerwegen Werdegänge und Privates am Rande, aber eben auch nur, weil die historische Rolle Churchills die naive Kardgabe seines Ich erzwingt. Und »naiv« bezieht sich nicht auf die schriftstellerische Fähigkeit dieses oder eines ähnlichen Autors, sondern auf die Handhabung des Ich, die naive, die ihm vorgeschrieben ist. Die Rolle des Churchillischen Ich in seinen Büchern ist Churchill, der Staatsmann.

Die Ich-Rolle, wie ich sie hier zu beschreiben versuchte, gilt für die gesamte Literatur dieser Art, von der Antike bis zur Gegenwart, und sie gilt von den literaturwürdigen, höchsten Rängen bis zu den niedrigsten und schmutzigen. Der kritische und anspruchsvolle Leser akzeptiert dieses selbstsichere, ungebrochene Ich mit der gleichen Selbstverständlichkeit in den berühmten Memoirenwerken, mit der eine verbödete, desorientierte Leserschaft heute zu Hunderten den Abhub der Memoirenliteratur verschlingt und sich von dem Ich von SS-Generälen, Gangstern und Spionen imponieren läßt. Denn das Ich der Handelnden, im einfachsten Rollenfach (dem der Geschichte und Zeitgeschichte), ist das überzeugendste, zugänglichste, es braucht sich nicht weiter auszuweisen, es wird ihm Glauben und Gehör geschenkt, weil die Taten oder Untaten des Autors für die Gesellschaft folgenreich waren.

Dieses einfachste Rollenfach kann von der Mehrzahl der Schriftsteller jedoch nicht besetzt werden, und von ihnen möchte ich ja vor allem sprechen, von ihren Ich, die uns nur, wenn wir sehr jung sind, wie fraglose, identische Ich erscheinen. Wer ist nicht, sechzehnjährig, in einem Buch, in einem Gedicht, einem Ich begegnet, vermeintlich dem

Autor selbst, und beinahe war man es selbst, denn Ich war Du und dieses Du Ich, so verwischt waren in der ersten Gläubigkeit und Verzauberung alle Grenzen: es kam nicht einmal zu einem Rollentausch, weil man keine Rolle sah. Hier stand doch einfach »Ich«, und das schien so einfach. Dieses Ich, nehmen wir an, hungerte, litt, dachte, fühlte, und man selbst tat dies alles auch, es war stark oder schwach, großartig oder erbärmlich oder alles durcheinander, und alles das in einem gelang einem auch, ein paar Stunden oder einen Monat lang, und dann kamen andere Bücher und andere Gedichte, also andere Ich, und die latente es auch, besetzten immer wieder unser eigenes Ich. Aber die Invasionen haben nicht verhindert, daß wir ganz andere Ich wurden und den fremden Ich der Bücher bald entgegentraten, sie schärfer ansahen, uns distanzieren. Und nach der Auflösung dieser Ich-Union kam es zu einer neuen Erfahrung, wir bemerkten die Interferenzen zwischen Autor und Ich, und schließlich wußten wir von allen möglichen Ich in der Dichtung, dem fingierten, verkaptten, dem reduzierten, dem absoluten lyrischen, dem Ich als Denkfigur, Handlungsfigur, einem Ich, stofflos oder in den Stoff gefahren.

Trotzdem möchte ich beginnen mit dem einfachsten und darum zugleich frapperendsten Ich und, obwohl es nach dem vorhin Gesagten kaum möglich scheint, daß ein Autor (sofern er keine historische Erscheinung ist) uns sein Ich vorführt, ausgestattet mit seinem eigenen Namen und allen seinen Daten. Als wäre er glaubwürdig, als wäre seine Existenz ohne Erfindung für uns von Interesse, als könnte man die eigene Person, das eigene Leben, ohne Übersetzung in ein Buch tragen. So ein Ich – d. h. so einen rabiaten, hasbtrecherischen Versuch, sich die Ich-Konzeption zu ersparen – können wir bestaunen in den Büchern von Henry Miller. Besser noch bei dem Außenseiter der modernen französischen Literatur, Louis Ferdinand Céline.

da nur mehr ein Satz, der Ihnen zuge tragen wird, über einen Lautsprecher oder ein Blatt Papier, ein Buch oder eine Bühne, ein Satz von einem Ich ohne Gewähr.

Ich ohne Gewähr! Denn was ist denn das Ich, was könnte es sein? – ein Gestirn, dessen Standort und dessen Bahnen nie ganz ausgemacht worden sind und dessen Kern in seiner Zusammensetzung nicht erkannt worden ist. Das könnte sein: Myriaden von Partikeln, die »Ich« ausmachen, und zugleich scheint es, als wäre Ich ein Nichts, die Hypostasierung einer reinen Form, irgendetwas wie eine geträumte Substanz, etwas, das eine geträumte Identität bezeichnet, eine Chiffre für etwas, das zu dechiffrieren mehr Mühe macht als die geheimste Order. Aber es gibt ja die Forscher und die Dichter, die nicht locker lassen, die es aufsuchen, untersuchen, ergründen und begründen wollen, und die es immer wieder um den Verstand bringt. Sie haben das Ich zu ihrem Versuchsfeld gemacht oder sich selber zum Versuchsfeld für das Ich, und gedacht haben sie an alle diese Ich der Lebendigen und der Toten und der Geisfiguren, an das Ich der Leute von nebenan und an das Ich des Caesar und das Ich des Hamlet, und all dies ist noch gar nichts, weil noch nicht allgemein. Darum ist noch zu denken an das Ich der Psychologen, der Analytiker, an das Ich der Philosophen, als Monade oder im Bezug, als empirische Kontrollstation oder als metaphysische Größe. Alle diese Experten sichern sich ihr Ich, sie leuchten in ihm herum, betasten es, verstimmeln und zerschlagen es, bewerten es, teilen es ein, zirkeln es ab.

Einmal habe ich ein kleines Kind gesehen, das von seiner Mutter gedrängt wurde, zuzugehen, daß es etwas getan habe; es war verstockt im Anfang und wußte vielleicht gar nicht, was man von ihm wollte. »Sag, daß du es getan hast«, forderte die Frau immer wieder. »Sag, ich habe es getan!« Und plötzlich, als wäre ihm ein Licht aufgegangen oder als wäre es müde zu schweigen und sich zu wehren,

sagte das Kind: »Ich habe es getan«, und dann gleich wieder und ganz vergnügt über den Satz oder vielmehr [das] entscheidende Wort: »Ich habe es getan, ich ich ich!« Es wollte gar nicht mehr aufhören und schrie und kreischte immerzu, bis es sich vor Lachen in den Armen der Frau wand wie ein Epileptiker. »Ich, ich, habe es getan, ich!« Diese Szene war seltsam, weil da ein Ich entdeckt und zugleich bloßgestellt wurde, seine Bedeutung und Nichtbedeutung, und ein irres Vergnügen über die Entdeckung des Ich überhaupt, zum Verrücktwerden, wie man später nie wieder verrückt darüber wird, wenn man gezwungen ist, Ich zu sagen, wenn das Wort längst eine Selbstverständlichkeit ist, abgenutzt dazu, ein Gebrauchswort, das alles, was es bezeichnen soll von Fall zu Fall, degradiert.

Wenn wir aber eines Tages wieder in einer ungewöhnlichen Situation Ich sagen, kommt uns, mehr als in dem frühen Zustand, an: Bekommenheit, Staunen, Grauen, Zweifel, Unsicherheit.

Ich weiß nicht, ob es eine Untersuchung des Ich und der vielen Ich in der Literatur gibt, bekannt ist mir keine, und obwohl ich mich nicht instande fühle, eine regelrechte oder gar erschöpfende Untersuchung anzustellen, meine ich, daß es da viele Ich gibt und über Ich keine Einigung – als sollte es keine Einigung geben über den Menschen, sondern nur immer neue Entwürfe. Es tritt früh zutage und wird immer toller, faszinierender in der Literatur der letzten Jahrzehnte. Als wäre eine Fastnacht für das Ich veranstaltet, in der es bekennen und täuschen, sich verwandeln und preisgeben kann, dieses Ich, dieses Niemand und Jemand, in seinen Narrenkleidern.

Unproblematisch ist für uns das Ich, wenn eine historische Person, ein Politiker etwa, ein Staatsmann oder ein Militär mit ihrem Ich in Memoiren antreten. Wenn Churchill oder de Gaulle Bericht erstatten oder uns ihre Urteile übermitteln, dann verlangen wir von ihnen dieses »Ich«, und wir

nommen, »Sprachgitter«, weil er ein neues Gelände begehrt. Die Metaphern sind völlig verschwunden, die Worte haben jede Verkleidung, Verhüllung abgelegt, kein Wort fliegt mehr einem anderen zu, berauscht ein anderes. Nach einer schmerzlichen Wendung, einer äußerst harten Überprüfung der Bezüge von Wort und Welt, kommt es zu neuen Definitionen. Die Gedichte heißen »*Matiere de Bretagne*« oder »*Bahndämme, Wegränder, Ödplätze, Schutt*« oder »*Entwurf einer Landschaft*« oder »*Schuttkahn*«. Sie sind un bequem, abtastend, verlässlich, so verlässlich im Benennen, daß es heißen muß, bis hierher und nicht weiter.

Gedicht:¹²

Aber plötzlich, wegen der strengen Einschränkung, ist es wieder möglich, etwas zu sagen, sehr direkt, unverschlüsselt. Es ist dem möglich, der von sich sagt, daß er wirklichkeitswund und wirklichkeitsunfindend mit seinem Dasein zur Sprache geht. Am Ende des großen Gedichtes »*Engführung*« tritt so ein Satz hervor, und mit ihm möchte ich schließen – und noch vorausschicken, damit Sie das Wort »Stern« auch recht verstehen, daß die Sterne für Paul Celan »Menschenwerk« sind, daß Menschenwerk gemeint ist.

..... Ein

Stern

hat wohl noch Licht.

Nichts,

nichts ist verloren.¹³

III Das schreibende Ich

Meine Damen und Herren,

vom Ich möchte ich sprechen, von seinem Aufenthalt in der Dichtung; also von den Angelegenheiten des Menschen in der Dichtung; sofern er vorgeht mit einem Ich oder seinem Ich oder sich hinter dem Ich verbirgt. Und einige werden wohl meinen: wie könnte man sich hinter dem Ich verborgen, das ist doch am wenigsten verborgen und so eindeutig – Ich – das brächten wir ja selber auch noch fertig, von uns geradeheraus zu reden, ohne Verstellung.

»Ich sage Ihnen« – wenn ich das zu einem einzelnen sage, so scheint es doch ziemlich klar zu sein, welches Ich sich da rührt und was mit dem Satz gemeint ist, in dem das Ich auftritt, wer da also etwas sagt. Aber schon wenn Sie hier allein heroben stehen und sagen zu vielen unten »Ich sage Ihnen«, so verändert sich das Ich unversehens, es entgleitet dem Sprecher, es wird formal und rhetorisch. Der es ausspricht, ist gar nicht mehr so sicher, ob er für dieses in den Mund genommene »Ich« Verbindlichkeit beanspruchen kann, ob er es decken kann. Denn wie soll er den Beweis antreten für »Ich«, wenn sein Mund sich nur mehr bewegt, die Laute hervorbringt, aber seine banalste Identität ihm von niemand mehr garantiert wird; man hört unten nur ein abgelesenes Ich und empfängt es schon so genau nicht mehr. Wenn Sie also, ein paar Hundert Menschen, obwohl einzelne sonst, aber jetzt eben eine Masse, ein »Ich« auffangen, das himmelfern ist – und für himmelfern genügen schon zehn Meter, und für himmelfern genügt noch mehr das physische Verschwinden des Sprechenden oder seine Unsichtbarkeit, wenn er sich zum Beispiel über den Rundfunk, über ein Mikrophon, verlaubarbart. Dann ist

Ingeborg Bachmann Werke

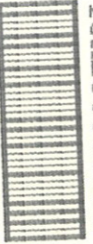
Herausgegeben von
Christine Koschel
Inge von Weidenbaum
Clemens Münster

Vierter Band:
Essays
Reden
Vermischte Schriften
Anhang

Ellen Marga Schmidt
Ingeborg Bachmann in Ton- und Bild-
aufzeichnungen



R. Piper & Co. Verlag
München Zürich

TOMBO . . : 65017

SBD-FFLCH-USP

839
B12w
v.4
e.2

DEDALUS - Acervo - FFLCH-LE
Werke.



21300069459